

Das Schicksals-Quartett [Schluss]

Autor(en): **Georgi, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 20

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641336>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Ernst!“ unterbrach ich ihn, „warum suchst du so viele Gründe, machst so viele Worte? Du liebst sie, und mich nicht mehr!“ und ich wandte mich ab und preßte meine Hände vors Gesicht, damit mein Todeschmerz nicht laut hervorbrehen solle.

Er näherte sich mir und sagte gedrückt und traurig: „Anna, du sollst nicht in Not geraten. Ich will dir helfen so gut ich kann.“

„Helfen, du mir helfen?“ zornflammend stieß ich ihn fort von mir. „Wer bist du denn und was hast du noch mit mir zu schaffen? Kröser bist du geworden, den du einst erschlagen wolltest um deines lautereren Herzens willen; wie er stehst du vor mir und willst mit dem Heiligsten markten, das je in mir gelebt hat! Ich brauche deine Hilfe nie und nimmer, geh, laß mich.“ —

Er flüsterte mir die Frage zu, die ihn am meisten bedrückte.

„Was geht es dich an?“ schluchzte ich auf, „was in aller Welt kann dich das kümmern? Geh, ich flehe dich an, geh von mir — du bist voll von Frau Hüppis Weibenduft — ich kann dich nicht mehr ertragen!“ —

Ich fühlte meine Sinne schwinden. Und doch stand ich aufrecht, stand noch und sah nach der Tür, als er sie längst hinter sich geschlossen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Das Schicksals-Quartett.

(Schluss.)

Eine Brahms-Novelle von Stephan Georgi.

An einem regnerischen Februartage saß der Düsseldorfer Konzertdirektor Robert Schumann, der seines sich immer mehr verschlimmernden Leidens wegen den Dirigentenstab hatte niederlegen müssen, an seinem Arbeitstisch und durchwühlte, nach irgend „etwas“ suchend, tastend, die Werke Hölderlins und Lenaus. Durch seine Rippen drang ein hastiger Atem, und seine Augen starrten in fieberndem Glanz auf die aufgeschlagenen Seiten. Quälende Schrednisse hämmerten in seiner Brust und eine unsagbare Angst vor dem Kommenden, nicht Abzuwendenden schnürte seine Kehle. Dumpf, monoton bohrte es in seinen Schläfen. Er biß die Zähne zusammen, schob die Bücher beiseite und setzte sich mit den sechs von ihm vertonten Lenau-Liedern an den Flügel. Leise begann er zu spielen; Blatt für Blatt. Als letztes, siebentes, fiel ihm das Requiem in die Hände, das er damals geschrieben hatte, als er die Nachricht vom Tode des dem Wahnsinn verfallenen Dichters erhielt. Wie eine ekle Spinne warf er das Blatt mit den Fingerspitzen fort. Nur nicht denken! Nicht denken! Laut, alles übertönend, begann er auf dem Flügel darauf los zu spielen. Wirre Phantasien sprudelten aus dem Instrument und erfüllten das Zimmer mit imaginären Gestalten. Sahen dem Spielenden nicht die unheimlichen Fratzengehaltnen E. Th. A. Hoffmanns über die Schulter? Sprang ihm nicht fauchend der Kater Murr in den Nacken? Wer geigte da A? Immer wieder dieses gräßliche A? Heiho, der Ritter Paganini war es; mit Augen aus glühenden Kohlen. Und seine Geige! Nein, die gehörte ja Eichendorffs lustigem Taugenichts, der dort durchs Fenster kam. Gestalten krochen aus der Geige, wurden größer und größer; Dämonen mit riesigen Krallenfingern, die nach des Spielenden Kopfe griffen. Und dieses schneidende Zirpen der Zifaden das zwischen! Was war es? Was zirpten sie? War es nicht das Tropfenmotiv aus Mendelsohns Fingelhöhlenmusik? Tropfen, immer wieder Tropfen rannen herab; krallenhändige und feuer-

züngige Dämonen fingen sie auf, vereinten sie zu Bächen, zu reißenden Strömen, zu Wasserfällen, die gellend, rasend, kochend auf den Spielenden, Ertrinkenden einfielen ...

Schumann sprang auf. Glanzleer waren seine Augen, und auf seinem fahlen Gesicht lag kalter Schweiß. In Hausschuhen, ohne Hut und Mantel, schlich er sich aus dem Hause.

Das Wasser des Rheins war es, aus dem kurze Zeit später einige Schiffer den Konzertdirektor Robert Schumann herauszogen. Noch lebend ... aber als Nachfolger Hölderlins und Lenaus.

*

Ein hoffnungsbanges Jahr. —

Gleich nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaft war Johannes Brahms auf schnellstem Wege nach Düsseldorf zurückgekehrt, der bedrängten, alleinstehenden Frau beizustehen. Auch Joachim war gekommen, mußte sich aber, abgeschlossener Konzerte wegen, bald wieder verabschieden.

So war Johannes trotz seiner ungefestigten materiellen Lage in letzter Aufopferung bei Alara geblieben. Wochen erst, dann Monate — und nun konnte er nicht mehr fort.

In der Poststraße hatte er sich ein billiges Zimmer gemietet und kam jeden Mittag und Abend nach der Bilkstraße, wo er die umfangreiche Bibliothek Schumanns in Ordnung brachte, sich selbst dabei stundenlang in dichterischen Geist vertiefend.

Im Herbst war der erste Brief des Kranken aus der Privatheilanstalt des Doktor Richarz in Endenich bei Bonn gekommen und hatte auf Alaras blasses, stillgefaßtes Antlitz wieder den Hauch zuversichtlicher Hoffnung gelegt.

„Wir wollen ihm schreiben, Johannes, wenn wir schon nicht zu ihm dürfen, ihm Mut geben. Ich glaube“, fügte sie leise hinzu, „das hat das Uebel erst so tragisch gemacht, daß er, als man ihm seinen Posten nahm, zu zweifeln begann, den Glauben an sich selbst verlor. Wenn bei einem Schaffenden erst einmal der grundfeste Glaube an sich selbst erschüttert wird, dann ist es schwer, im Licht zu bleiben.“

Dann wieder dunkles Schweigen, bedenkliches Umselzuden in den ärztlichen Briefen aus Endenich.

An solchen Tagen bot Johannes mit doppeltem Eifer alles auf, die gedrückte Stimmung im Hause zu beleben. Er scherzte bei den Mahlzeiten mit den Kindern, erklärte der treuen Haushälterin, wie die Zubereitung eines Mittagmahles mit kontrapunktischen Begriffen vereinbar sei und lieferte unter Zuhilfenahme arger Hexenkunst sogar den Beweis, daß man ein Goldstück durch Zerreiben in der Hand verschwinden lassen konnte. Alaras Versuch zu einem Lächeln sollte ihm Dank für sein liebevolles Bemühen.

Am Abend war er der Betreuer der Kinder, lud sich zwei von ihnen auf den Schoß und mußte Märchen erzählen. Dann aber kam das Herrliche des Tages, die Feierstunde; das Alleinsein mit Alara in einer Stunde fördernden Gesprächs und anregenden Musizieren. Immer mehr setzte ihn das universelle Wissen dieser ungewöhnlichen Frau in Erstaunen; immer mehr konnte er von ihrem leitenden Geiste in sich aufnehmen.

Alles Neue, was er geschrieben, brachte er ihr und ließ ihre, ihm so wertvolle Kritik über das Geschaffene ergehen. Wie sehr hatte sie sich über das köstliche H-Dur-Trio gefreut, das unter dem belebenden Einfluß Joachims in Hannover entstanden war. Dann aber wieder konnte sie sagen: „Ihre Musik, Johannes, ist Anregungsmusik, sie kommt von außen her, von den Eindrücken, die Ihnen die Sinne übermitteln, deshalb ist sie so schwer und wärmt so wenig. Wo bleibt das Herz? Haben Sie Ihr Herz noch nicht entdeckt?“

Johannes hatte darauf nichts zu erwidern; er senkte den Kopf, um ihren Augen nicht zu begegnen und sprach unhörbar vor sich hin: „Wer weiß etwas von meinem Herzen?“

„Hören Sie zu; ich werde Ihnen jetzt selbst einmal Ihr Werk vorspielen.“

Aber Johannes hörte nicht auf das, was er geschaffen hatte. Er schloß die Augen und war nur von dem einen Gefühl durchlebt: Sie spielt mein Werk; nun ist es geweiht. „War es richtig so? So, wie Sie es gemeint haben?“

„Biel schöner.“

Er wollte mehr hören, war so glücklich, das alles hier allein bei ihr hören zu dürfen, was sonst Tausende zugleich vernahmen.

Klara legte die „Davidsbündlertänze“ ihres Mannes auf, spielte sie mit aller Hingabe ihres Könnens und Denkens, daß Johannes, fast verzagend, glaubte, noch nie im Leben etwas so Herrliches gehört zu haben. „Wie viel liegt doch hier drin“, sagte sie aus dem Spiel heraus. „Hören Sie das alles?“

„Ich sehe es“, antwortete er. „Ich sehe zwei wunderschöne Augen, jetzt schauen sie mich an aus den Davidsbündlertänzen.“

Johannes wurde im Laufe der Monate immer in sich gefehrter und verschlossener. Er wühlte sich in Bücher ein, machte sich allein auf weite Wanderungen, sah oft übermüdet aus und wußte niemand eine Erklärung für sein unruhiges Verhalten zu geben. Auf die Bahn setzte er sich; fuhr fort. Aber schon wenige Tage später polterten seine ungestümen Schritte wieder über die Treppen. In einem Brief an Joachim schrieb er: Man soll nicht reisen, wenn man so fest an einem Ort hängt, wie ich jetzt an Düsseldorf.

Und immer wieder zogen dunkle Wolken am Horizont herauf. Die Nachrichten aus Emdenich wurden nicht besser. Die Schumannsche Familie geriet in materielle Bedrängnis, in der Johannes, der in dieser Hinsicht selbst kaum aus und ein wußte, nicht helfen konnte. So galt es für Klara, wieder auf Konzertreisen zu gehen.

Sie fuhr nach Rotterdam.

Gräu und tot war der nächste Tag für Johannes. In qualender Unruhe schleppten sich Vormittag, Mittag, Nachmittag und Abend dahin. Sein Denken und Wollen war wie ausgelöscht. Er lief dem Rhein entlang, hastig, irrwegig; er schloß sich in sein Zimmer ein, versuchte zu arbeiten, aber es gelang nicht; er griff zu den Büchern, zu seinem geliebten Meschlos sogar, und warf sie wieder beiseite.

Da raffte er das Geld zusammen, das ihm Joachim vor kurzem geliehen, rannte zum Bahnhof und löste eine Karte nach Rotterdam. —

Wochen. —

Johannes Brahms saß wieder in seinem Düsseldorfer Zimmer. In beide Hände das Haupt gelegt, starrte er auf das vor ihm liegende Manuskript. Der erste Satz eines neuen Klavierquartetts, in C-Moll, war entstanden. Nein, das darf ihr nicht vorgelegt werden, auch das andere nicht, der Anfang der ersten Symphonie. Da lag zu viel von ihm selbst drin, zu viel, was ihn verraten könnte. Ein qualvoll hin und her gerissener Mensch steht darin, dem nichts anderes übrig bleibt, als sich zu erschießen.

Hastig erhob er sich, öffnete das Fenster und sah mit zermühtem Blick in den kühlen Abend hinein. Und wieder, zum viertausendsten Male, traten ihm aus dem Dunkel zwei Gestalten entgegen. Ein blaßes, ovales Antlitz mit großen, dunklen Augen, einem schmalen Reif über der weißen Stirn: Klara! Und dahinter ein vollweiches Gesicht mit sinnendem Mund, mit einem führenden, Bahnweisenden Blick, der zurief: Du bist gekommen; nun ist alles gut.

Johannes warf die Hand vor die Augen. Klirrend schlug das Fenster zu. Die Treppe hinunter; hinaus in den Abend, durch die Straßen in wilder Flucht. —

Und nun stand er doch vor ihr. Er mußte. Beethoven schaute von der Wand herab, Bach, Mozart, Schubert und Mendelssohn.

„Oh, eine Symphonie haben Sie begonnen? Und das hier?“

„Der erste Satz einer Klavier-Sonate.“ Johannes' Stimme klang heiser.

Er fror bei ihren Worten: „Das müssen Sie mir gleich vorspielen.“ Mit Schritten, in denen Unabwendbares lag, ging er zum Flügel, setzte sich und begann zu spielen. Das Allegro seines C-Moll-Quartetts, das Schicksals-Quartett.

Schon nach den ersten Taktten begann Klara zu stutzen. Aufhorchend vor neuen, unbekanntem Tönen, lauschte sie einer seltsam zerrissenen, sprunghaft schwankenden Musik, die sich gequält, von geheimen Schauern durchbrochen, dahingrang, sich aufbäumte und wieder in vergrübelte Selbstzerfleischung versank. Was war das? Welche Grundtiefe tat sich hier auf? Welch eine zerrissene, zerquälte Seele offenbarte sich hier? War das Johannes Brahms?

Als der Spielende geendet hatte, erhob er sich zögernd und schwer. Klara trat langsam, mit weitgeöffneten, fragenden Augen auf ihn zu. Sie erschrak, als sie das verstörte Gesicht im Scheine der Klavierkerzen sah. Schweiß lag auf Johannes' Stirn, die Adern traten an seinen Schläfen hervor, die Lippen waren zusammengedrückt, als wollten sie Unsagbares zurückhalten.

„Johannes ...“

Da stürzte er vor ihr nieder, umflammerte ihre Knie und schrie: „Klara!“ Und noch einmal, ganz leise: „Klara! Domina!“

Dann war es still im Zimmer. So ruhig, daß einer des andern Herzschläge vernehmen konnte. Eine Hand strich langsam über langwallendes, blondes Haar. „Steh auf, Johannes.“ Und als er vor ihr stand, reichte sie ihm die Hand und sagte mit dem milden Lächeln schmerzgefüllter Güte: „Wir wollen Freunde bleiben, Johannes, wo immer wir uns auch begegnen.“

*

Wie er über die Nacht hinausgekommen war, wußte Johannes am Morgen nicht. Nach langen Wochen und Monaten erst rang sich aus dem dunkel-wallenden Gefühlschaos heraus der Weg zum Leben. Eine Stimme, mächtiger als das Ringen mit dem Leid der Entsagung, war Rettung und Weisung geworden: Er ist da, der kommen mußte!

Ehern stand das Wort Robert Schumanns: Es waltet in jeder Zeit ein geheimes Bündnis verwandter Geister; schließt, die ihr zusammengehört, den Kreis fester, daß die Wahrheit der Kunst immer klarer leuchte, überall Freude und Segen verbreitend.

Da war der Weg.

Die Schwingen sind dir gewachsen; nun flieg', blonder Adler!

Mai. Von W. Wolfensberger.

Nun blüht in deinen Gärten
Es wie ein Winter still.
Auf abertausend Fährten
Der Lenz zum Himmel will.

Und Gassen schaun und Giebel
So eigen jung mich an,
Des Lebens schlägt die Fibel
Ward wieder aufgelan.

Und ob du viel erfahren,
Dir wird so jung zu Sinn,
Selbst nach den grauen Haaren
Flotzt noch ein Blüßlein hin.

(Aus *Leiber einer kleinen Stadt*.)